

(Nachdruck verboten.)

28]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Der Herr hatte nichts mehr zu kommandieren: Die Magd hatte gekündigt und war in andren Dienst gezogen und niemand Neues wollte sich hierher verdingen. Nun gut, 's war dem Hannes gerade recht — erst mußte es hier wieder anders, besser, wieder ganz gut, sehr gut werden, dann konnte er auch wieder Leute kriegen, so viel er wollte. Was mußte anders werden? Er wußte es nicht. Aber er hoffte. Das Geschäft würde schon wieder blühen, das eingeschlafene Rad, an dem jetzt fußlange Eiszapfen hingen, würde schon wieder munter werden und sich drehen im Schwung! Die Hühner, die die Fränz jetzt in der Küche unter'm Herd hielt, fanden dann in der Mahlstube wiederum reichlich zu picken und legten brav Eier, besonders große mit dunkelgelben Dottern, die prachtvoll schmeckten.

Wenn der einsame Mann so träumte, schmalzte er und leckte sich die Lippen — was die Fränz jetzt kochte, schmeckte ihm nicht, nein, gar nicht! Noch er nur schon die ewigen Kartoffeln und das bißchen Schmelze, schob er die Schüssel weg, stützte den Kopf in die Hand und war satt. Keine Forellen mehr, kein gesüßtes Mus, kein fettes Schweinefleisch vom Schlachtfest und auch kein Wildbraten zur Jagdzeit! Einen verlangenden Blick warf er hinauf zum Stuken über'm Bild des jungen Hannes — ja, wenn er noch so zielen könnte, wie der forsche Jung' da auf sich bäumendem Schecken, dann wollte er wohl nicht lange die Zähne heben, dann hing er den grünen Gurt über die Schulter und stapfte hinaus in des Försters Revier — oben hinter Maarfelden in der dichten Kiefernschonung grunzten jetzt die Bachen, und im königlichen Künowald gab's Hochwild genug! Pfui, dieser gemeine Fraß! Seine Frau selig hätte ihm den nicht auf den Tisch zu bringen gewagt, oder hätte sie's einmal gemußt, wär' sie vor Angst vergangen. Ach, die — ja, die fehlte ihm nun manchmal!

Die Fränz warf trotzig den Kopf zurück, wenn er tadelte und sagte ganz dreist: „Wann ich kein Geld han, kann ich auch nix andres tochen!“

Das frech' Dingen! Aber — hm, recht hatte sie! „Wann ich kein Geld han!“ Wenn sie längst abgetragen hatte, starzte er noch auf die Thür, die sie hinter sich zugeschlagen, und murmelte gedankenlos in einem fort ihr nach:

„Wann ich kein Geld han!“

Nein, er hatte wirklich kein Geld, und wenn er die Taschen, in denen es einst von Thalern geklappert, auch um und um fehrte, es fiel kein einziger mehr heraus.

„Verthan — Kuckuck — verjurt — Kuckuck —“ he, wer sagte das?! Wer war so frech?! Wild sah er sich in der Stube um — wer?!

Klapp — eben schlug der Kuckuck sein Thürchen zu. Da hob er wild die Faust gegen die verstaubte Uhr: „Luder, da oben, unnersteh' Dich noch ebs zurück zu kommen!“

Als die Fränz wieder hereintrat, hieß er sie, die Uhr anhalten. Aber als er dann noch eine Stunde aufgefessen, nach dem Abendmus — der Alte schien heut' nicht zu kommen — und er dann, verdrießlich vom vergeblichen Warten, sich zu Bett legte, und der Schlaf auch nicht kam, wurde ihm doch bang. Nun ging's lautlos hinein in die lange endlose Winternacht.

Es war ganz still, totenstill, nicht einmal ein Liden mehr zu hören und die Klänzchen draußen, die der Ruf des Rivalen sonst herausgefordert, hielten auch den Schnabel. Jesus Maria, ein Schweigen, wie ein Grab — wie ein Grab! Draußen lag der Schnee; die, bis halbhoch die Fenster schichtete er sich auf — da kam kein Schall durch. Und woher sollte auch einer kommen? Auf den Fußtritt des Alten noch zu harren, war Anstun. Der kam jetzt nicht mehr, der konnte ja heut' nicht kommen, hatte sich nicht hinausgewagt in den lautlos und endlos süttenden Schnee — der lag wohl schon seit Uurer sechs im Bett und schlief längst, wie alte Leute schlafen, friedlich, traumlos, wie Kinder. Jesus, wer's auch so gut hätte!

Müllerhannes faltete die Hände über'm Bauch; wahrhaftig, er beneidete seinen Alten. Ihm kam der Schlaf nicht, und wenn er sich auch bemühte, noch so gleichmäßig zu atmen, so recht durch die Nase zu schniefen, wenn er auch zählte: „Eins — zwei, eins — zwei —“ und an ein Kornfeld dachte, das sich leis wogend, immerfort leis wogend, nach einer Seite neigt — der Schlaf kam ihm nicht. Statt dessen kam der Brand, eine Hitze, so furchtbar, daß sie ihm zu Kopf schlug wie feurige Lohe zum Hausgiebel. Das Blut wallte in seinen Adern, er fühlte das beständige Hin- und Herrollen. Zaderlot noch einmal, ging die Tour wieder an?! Er stieß unbändig mit den Füßen — ha, so mußte alles weg, was ihn ärgerte!

Aber die Sorgen, gingen die denn fort? Die waren wie die Schmeißfliegen, immer bohrten sie sich einem wieder ins Zell.

Kein Geld!

Wie trostlos das klang: kein Geld! Und auch keine Aussicht, welches zu kriegen. Woher sollte es kommen? Der Lina Haus an der Mosel war längst verkauft — einen Dred war's wert gewesen! Und der Weinberg? Der war nur verpachtet: aber was brachte der? Ach, ach, ach!

Zu dieser Stunde konnte Müllerhannes nichts thun, als seufzen. Wie ungerath ging das Schicksal mit ihm um. „Verthan,“ sagte der Kuckuck, „verjurt.“ Kreiz Donner noch einmal, immer nur verschenkt hatte er, aus lauter Gutherzigkeit, und jetzt ging's ihm so?! Erbittert ballte er die Fäuste und schüttelte sie drohend ins Dunkel — da stand die Rot und grinste ihn an, als hätte sie schon lange auf ihn gelauert. Was sollte er machen, wenn die Wittlicher Sparbank ihm das Haus über'm Kopf verkaufte?!

Herrgott, wenn er nun eines Tages aus dem Haus mußte, nichts als den Stecken in der Hand?! Er durfte es gar nicht ausdenken — nein, das konnte ja auch gar nicht sein, 's war unmöglich! Ganz unmöglich! Er, der Müllerhannes fert von der Mühle?! Wenn das passierte, dann ging auch gleich die Welt unter, die Berge um's Maar fingen an, Feuer und Schwefel zu spucken, wie vor hunderttausend Jahren, und der Rosenbergr, der große Krater, schüttete alles zu.

Sa, wie das brannte, — wie das drückte — Luft, Luft! Eine ungeheure Beklemmung überkam ihn. Mit einem Ruck saß er aufrecht im Bett und schnappte nach Atem. Verflucht, einen Schnaps her, schnell einen Schnaps!

Mit schweren Füßen stapfte er aus dem Bett, — drüben auf dem Wandbord mußte noch eine Flasche Doppelforn stehen — er tastete sich hin, schon hatte er sie gepackt, den Pfropfen heraus, da — horch, der Hund unter seinem Bett schlug plötzlich an.

Wer, wer ging denn noch draußen?! Der Schnee knackte, klang es nicht deutlich, beinahe wie ein gedämpftes Tappen?

Wenn's der Alte doch noch wäre?!

Eine fast wahrwitzige Freude überkam plötzlich den Einsamen, der in der todstillen Winternacht schauerte. Ach, wenn's der Vater wäre —! So hatte er sich noch nie nach dem gesehnt! Wenn der sich doch aufgemacht hätte, allem Schnee zum Trotz! So spät noch?! Ei, am End' war's noch gar nicht so spät — heut' war's früher dunkel geworden, als je, und die Uhr stand ja. Er kam gewiß! Der gute Alte! Den ließ er aber heut' Abend nicht mehr heim — was mußte der wohl müde sein vom Waten durch den tiefen Schnee mit seinen gichtischen Beinen — zu sich ins Bett nahm er den, den besten Platz gönnte er ihm. Liebe Zeit, der gute alte Mann war ja so dünn' geworden, der brauchte nicht viel Platz mehr.

Eine dankbare Nührung überkam den Sohn, er hörte schon das: „Wat machste Hannes, wat denstje dann eweil?“ Ach, so deutlich —! Lebhaft riß er das Fenster auf, daß der Schnee flüchte und schrie mit dröhnender Stimme:

„u Abend, Vadder, Vadder!“

Und noch einmal: „Vadder!“

Keine schon etwas schwache, pfeifende Stimme aus zahnelosem Munde antwortete — alles blieb still. Nur der Nero murzte.

Enttäuscht schloß Müllerhannes das Fenster. Und dann schimpfte er: war er nicht ein Narr, so was sich einzubilden?! Das alte Männchen sollte noch kommen, bei dem Schnee! Lag der nicht dort bei den Weiden ellenhoch? Vom Fenster aus konnte er deutlich sehen, trotz seines schlechten Blickes, wie der

Schnee gerade da am Mühlpfad zusammengeweht war, zu hohen, hohen Federbetten aufgeschichtet, die grauen snorren der Weiden ruhten, bis an den Schopf hineingebackt, darin.

„Teufel auch,“ schimpfte er — der Wind warf ihm eine ganze Ladung voll eisigen Grobkorns ins Gesicht. Er mußte das Fenster schließen, es mit aller Macht zudrücken gegen die Last des Schnees, die von außen gegenpreßte. Mit einem Seufzer tappte er wieder zu seinem Bett zurück — so allein — wenn der Kuckuck doch wenigstens rief, daß man wußte, was die Zeit war.

Droben in der Stiebelkammer spuckte die Kränz auch noch herum, er hörte ihre Pantoffeln über die Dielen schleifen — die konnte auch nicht schlafen.

„Schlaf, Kreizgewitter, schlaf!“ Er nahm seinen Stecken und stieß damit dreimal herb unter die Decke — da wurde es still oben.

Aber ihm kam der Schlaf immer noch nicht. Tausenderlei quälte ihn — Herrgott, wenn nur der Alte da wäre, daß er's mit dem besprechen könnte! Wahrhaftig, er wollte dem nun nie wieder über's Maul fahren — mochte der immerhin babbeln — besser wie der, meinte es ja doch sonst keiner mit ihm! Wenn's morgen noch so ein Schnee war, daß der Vater nicht durchkommen konnte, wollte er sich aufmachen und selber zum Dorf hintergehen. Mochten sie ihn alle angaffen — schier in sechs Monaten hatte er sich nicht in Maarfelden sehen lassen — ganz gleich, der Alte war wohl das Opfer wert! Und die Gaffer würde er wieder angaffen. Wieder so einen Abend ohne den Alten, nein, das hielt er nicht aus! —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ausstellung für Kartoffel-Verwertung.

Die in diesen Tagen im Institut für Gärungsgewerbe in der Seebrücke zu Berlin veranstaltete Ausstellung hat den Zweck, eine Uebersicht über die Kartoffelverwertung und über die technische Verwendung des Spiritus zu bieten. Während man ursprünglich die Kartoffel als Nährfrucht anbaute, ist die Produktion im Laufe der Zeit so außerordentlich gestiegen, daß nur ein Teil der deutschen Kartoffelernte, etwa die Hälfte, als Speisefartoffel Verwendung findet. Die modernen Bestrebungen, für rationelle Kartoffelverwertungen neue Mittel und Wege zu finden, sind daher durchaus erklärlich.

Von dem deutschen Ackerlande sind im Jahre 1901 mit Kartoffeln 12,5 Proz. bestellt worden, während für andre Hackfrüchte nur 4 1/2 Proz. der Ackerfläche beansprucht wurden. Deutschland marschiert denn auch im Kartoffelbau an der Spitze der Kulturländer, da es von je 100 Hektar seiner Gesamtläche 5,1 Hektar damit bebaut; an zweiter Stelle steht Oesterreich (ohne Ungarn) mit 3,9 Proz. seiner Gesamtläche, wogegen z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur 0,1 Proz. des Landes für den Kartoffelbau beansprucht wird.

Für die Kartoffelproduktion Deutschlands kommt nun in Betracht, daß nicht nur die Anbaufläche in den letzten Jahren wesentlich vergrößert worden, sondern daß auch der Kartoffelertrag pro Hektar nicht unbedeutend gestiegen ist. Waren im Jahre 1896 etwa 3,053 Millionen Hektar mit Kartoffeln bebaut, so stellt sich diese Zahl für das Jahr 1901 auf 3,319 Millionen Hektar; wurden in erstgenannten Jahre über 323 Millionen Doppelcentner (à 100 Kilo) Kartoffeln geerntet, so gewann man fünf Jahre später über 486 Millionen Doppelcentner. Der Ertrag eines Hektars ist also in diesem Zeitraum von 105,9 auf 146,7 Doppelcentner oder um 38 Proz. gestiegen. Wenn nun auch das Jahr 1901 für den Kartoffelbau besonders günstig war, so läßt sich die Steigerung des Kartoffelertrages pro Hektar doch nicht verkennen, denn man gewann z. B. im Jahre 1898 über 119 und im Jahre 1900 über 126 Doppelcentner; das letzte Jahr steht unter Verückichtigung der Witterungsverhältnisse, mit über 134 Doppelcentner pro Hektar dem günstigen Vorjahre nicht sehr nach. Daß im übrigen der Kartoffelbau in seinen Erträgen pro Hektar noch wesentlichen Steigerungen fähig ist, beweist die Tatsache, daß z. B. Erträge von 200 bis 250 Doppelcentner durchaus nicht selten sind, und daß man in manchen Fällen schon über 300 Doppelcentner pro Hektar zu ernten vermochte. Auf diesem Gebiete haben wissenschaftliche und praktische Kartoffelzüchter zusammen gearbeitet und die Ergebnisse in Bezug auf ertragreichen Kartoffelbau der deutschen Landwirtschaft so zugänglich gemacht, daß wir mit wesentlichen Steigerungen der Kartoffelproduktion rechnen dürfen.

Wie bereits erwähnt, dürfte die Hälfte der deutschen Kartoffelproduktion für die menschliche Ernährung Verwendung finden; in dieser Hinsicht ist eine wesentliche Steigerung nicht zu erwarten, dagegen wäre es sehr wünschenswert, wenn die Landwirtschaft die

zum Genuß in frischem Zustande bestimmten Kartoffel so auswählen würde, daß hierfür nur schmachhaftes Material bester Qualität zum Verkauf kommt.

Zu der Ausstellung sind nun mannigfache Kartoffelsorten von verschiedenen Versuchsfeldern von ganz Deutschland ausgehellt. In recht anschaulicher Weise hat die deutsche Kartoffelkulturstation die Ertragsfähigkeit verschiedener Kartoffelsorten veranschaulicht, indem sie zwanzig mit verschiedenen Kartoffelsorten gefüllte Rebe so neben einander aufgestellt hat, daß der Inhalt der einzelnen Rebe entsprechend dem immer geringer werdenden Ertrag kleiner bemessen ist. Von den so veranschaulichten Erträgen von zwanzig Kartoffelsorten liefert z. B. die erste 333 Doppelcentner pro Hektar, während die letzte nur 210 Centner Knollenertrag bringt.

Recht interessant ist auch die übersichtliche Darstellung der als Folgeerscheinung der Sortenkreuzung auftretenden Kartoffelvariationen. Die Rohstoffabteilung des Instituts für Gärungsgewerbe hat für diesen Zweck 50 Gläser mit 50 verschiedenen Knollen als Tochterpflanzen gleicher Eltern ausgestellt.

Daß die moderne Maschinentechnik dem rationell geleiteten Kartoffelbau durch maschinelle Vorrichtungen mannigfacher Art die Arbeit wesentlich erleichtert, zeigen die vielen ausgestellten Pflanz- und Erntemaschinen.

Wenn sich auch die Kartoffel längere Zeit hält, so ist doch mit der Gefahr des Verfaulens zu rechnen, wie auch berücksichtigt werden muß, daß lagernde Kartoffel zu keimen beginnen, wodurch der Nährstoffgehalt eine Verminderung erfährt. In Anbetracht des hohen Wassergehalts bringt der Kartoffeltransport auf große Entfernungen hohe Kosten mit sich. Aus all diesen Gründen ist man bestrebt, die nicht im frischen Zustande für die menschliche Nahrung oder als Viehfutter verwertbaren Erdäpfel zu trocknen, wodurch ihre Haltbarkeit gewinnt und ihre Transportfähigkeit steigt. Wenn es nun auch leicht möglich ist, die Kartoffel genügend zu trocknen, so handelt es sich doch darum, hierfür ein möglichst billiges Verfahren zu finden. Auf der Ausstellung sind denn auch eine größere Anzahl von Anlagen, Modellen und Zeichnungen für Kartoffeltrocknungsziele, sowie auch Sorten der mit den verschiedenen Verfahren erzielten Dauerwaren zu sehen. In wie weit die verschiedenen Trocknungsanlagen den Anforderungen der Betriebspraxis in Bezug auf Wirtschaftlichkeit entsprechen, kann natürlich erst längere Verwendungszeit lehren. Im allgemeinen sieht jedenfalls fest, daß ein rationelles Verfahren zur Herstellung von Kartoffeldauerware pro Centner nicht mehr denn 20 Pf. an Trocknungskosten beanspruchen darf.

Wenn auch die Lösung dieses Problems hauptsächlich der Verwendung zu Futterzwecken zu gute kommen wird, so werden sicher auch die andern Verwertungsarten dadurch gefördert werden.

Daß man die Kartoffel auch sehr gut als Dauerware für die menschliche Nahrung geeignet machen kann, beweisen verschiedene gedörrte Produkte. In der Ausstellung befinden sich getrocknete Kartoffelscheiben und -Streifen, die hauptsächlich für die Ernährung von Menschen auf Schiffen Verwendung finden. Da man bekanntlich in den Großstädten in der Uebergangszeit von den alten zur neuen Kartoffel sehr darunter zu leiden hat, daß die alten Früchte mehr oder minder schlecht und wenig erdig sind, so dürfen vielleicht die getrockneten Dauerwaren dieser Art für diese Zeit größere Beachtung verdienen, zumal sie vollständig für den Küchengebrauch vorbereitet sind, so daß man auch noch die Arbeit des Schälen im Haushalt erspart. Da sich auch Dörrgemüse bekanntlich schon großer Beliebtheit erfreuen, so dürfte einer derartigen Verwendung der Dörrkartoffeln nichts im Wege stehen, und daraus hergestellte Gerichte mannigfacher Art nichts zu wünschen übrig lassen. Die Dauerware wird auch im mehrlartigen Zustande hergestellt; dieses Material ist um etwa 15 Proz. billiger als Roggenmehl. Auf der Ausstellung werden, um die Verwendung derartigen Kartoffelmehls zu demonstrieren, Kostproben verschiedener Gebäcksorten, die zwischen zehn bis fünfundsiebzig Prozent von diesem Produkt enthalten, verteilt, so daß sich jeder leicht selbst ein Urteil über Schmachthaltigkeit usw. bilden kann.

Wenig umfangreich ist die Stärkeindustrie vertreten. Der Stärkezucker findet im reinen Zustand als Appreturmittel Verwendung bei Stoffen und Papier, ferner als Zusatz zum Bier, zu Confitüren usw. Stärke syrup, der gleichfalls ausgestellt ist, wird vielfach auch dem Rübensyrup zur Erzielung eines besseren Geschmacks zugefugt.

Umfangreiche Verwendung findet die Kartoffel zur Brauereibrennerei, so daß etwa 7 Proz. der deutschen Kartoffelernte zur Spiritusfabrikation verbraucht werden. In den letzten Jahren sind nun große Anstrengungen gemacht worden, um eine wesentliche Steigerung des für technische Zwecke benutzten Spiritus herbeizuführen. Während noch im Jahre 1889 auf einen Trinkverbrauch von 217 Millionen Liter nur ein technischer Verbrauch von 63 Millionen Liter kam, steht im Jahre 1901 ein Trinkverbrauch von 238 Millionen Liter einem technischen Konsum von 130 Millionen Litern gegenüber.

Die Beziehungen der Spiritusfabrikation zur chemischen Industrie sind in sehr anschaulicher Weise in einer Reihe chemisch-technischer Präparate auf dieser Ausstellung ausgestellt. Spiritusmotoren verschiedener Größe und Konstruktion zeigen die Verwertung des Alkohols zu Kraftzwecken. Auf der Ausstellung sind verschiedene dieser Motoren im Betriebe; so werden damit Pumpen, Dynamomaschinen, Schiffschrauben usw. betrieben. Auch einige Automobilwagen mit Spiritusmotoren sind vertreten und auf einer kleinen Feldbahnanlage werden die mit verschiedenen landwirtschaftlichen

Materialien beladenen Wagen durch eine kleine Spirituslocomotive gezogen.

Die technische Verwertung des Spiritus zu Heiz- und Leuchtzwecken wird durch eine große Sammlung verschiedener Kocher großer und kleiner Art, Heizvorrichtungen für Bäderöfen, Plättchen mit Spiritusheizung und durch verschiedenartige Konstruktionen mit Spiritusflüchtlampen gezeigt. In Bezug auf die Plättchen mit Spiritusheizung können wir unsere, im Bericht über die vorjährige Ausstellung bereits erwähnten Bedenken auch heute nicht unterdrücken. Wenn auch anscheinend das Plättchen mit derartig geheizten Eisen sehr gut vor sich geht, so sieht doch zu befürchten, daß die berufsmäßige Benützung derselben zu gesundheitlichen Schädigungen für arbeitende Personen führen muß, da diese bei der Arbeit die Verbrennungsgase einatmen müssen. Jedenfalls ist die Wahrscheinlichkeit einer derartigen Gevorderkrankheit nicht von der Hand zu weisen. Unter den Spiritusflüchtöfen verdient die neue Konstruktion des kleinen einfachen Brenners von Ingenieur Nishner Beachtung. —

Kleines feuilleton.

en. Die Flora Venezuelas hat Dr. Rusby einer eingehenden Forschung unterzogen, und zwar vorzugsweise die Pflanzenwelt des Orinoco-Deltas, das eine Ausdehnung von über 200 Kilometer längs der Küste besitzt. Wahrscheinlich ist dieser Teil von Venezuela botanisch von Dr. Rusby überhaupt zum erstenmal erforscht worden. Er unterzeichnet eine Hügel flora auf den Inseln, die niemals von der Küste erreicht werden, und auf den felsigen Flußbänken im Innern. Sie wird in der Hauptsache ausgezeichnet durch Baumgewächse und Kletterpflanzen aus der Familie der Bignoniaceen. Rusby beschreibt im einzelnen den Mombinspflaumenbaum (Schweinspflaume), den Zimmet- oder Zuderapsel, Palmen aus dem Geschlecht Bactris und Vertreter vieler großer Bäume, die oft eine Höhe von 30 Metern erreichen. Eine zweite Gruppe bildet die Flußflora auf den zeitweilig überspülten Bänken und Inseln; sie besteht hauptsächlich aus einem Gewirr von Kletterpflanzen. Es kommen darunter vor Vertreter der Feigenfamilie, eine der Magie verwandte Pflanze, deren zahllose Blüten gewöhnlich von Kolibris zu Hunderten besucht werden. Besonders interessant ist eine Baumpflanze (Hecastophyllum), deren hohe Stengel jetzt Myriaden von Ameisen bewohnen. Von den Sträucher dieser Florengruppe zeichnen sich viele durch Milchsaft aus. Die Gattung Solanum, zu der bekanntlich die Kartoffel gehört, ist durch viele Arten mit prächtigen Blumen vertreten. Eine Kletterpflanze aus der Familie der Bignoniaceen rankt sich oft 30 Meter weit und liefert aus ihrem Stamm einen trinkbaren Saft. Dieser Teil der Pflanzenwelt bietet überhaupt die ganze Mannigfaltigkeit und Farbenpracht der echten tropischen Flora dar. In der Umgebung der Wasserläufe finden sich zahlreiche Seen, die von den Sodawässern zurückbleiben und sich allmählich in merkwürdig dicht verwachsene und darum gefährliche Sümpfe verwandeln. Die Vegetation gewährt diesen Seen, aus der Entfernung gesehen, durchaus den Anschein von Wiesen. Die Sumpfpflanzen bestehen zum Teil aus Sträuchern zum Teil aus tangartigen und schwimmenden Wasserpflanzen. Auch einige Bäume kommen darin vor, die während der Trockenzeit fast mit ihren Wurzeln der Sonne ausgefetzt werden. Unter ihnen werden viele des wertvollen Holzes wegen geschätzt. An vierter Stelle unterscheidet Rusby eine Gezeitenflora, die sich in einer Breite von 60—70 Kilometer längs der Küste hinreckt, wo die Dörfer auf Pfählen gebaut werden müssen. Sie setzt sich hauptsächlich aus steifen säherblättrigen Palmen verschiedener Art zusammen. Au Orchideen hat der Forscher nur wenige gefunden, von denen die eine nur in 15 Fuß tiefem Wasser wächst und gewöhnlich darin schwimmt. Eine der Palmen ist dadurch beachtenswert, daß ihr Stamm erst vier Fuß über dem Erdboden beginnt und dann etwa 40 Fuß schlant in die Höhe steigt. Ob die den Stamm tragenden Pfeiler umgewandelte Wurzeln sind, ist noch unentschieden. Die Reise des Dr. Rusby ist mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Er versuchte z. B. vergeblich durch einen 40 Kilometer breiten Sumpf zu gelangen; in drei Wochen kam er auf diesem Wege nur 14 Kilometer vorwärts und mußte dann wegen Erschöpfung umkehren. Später gelang es zweien seiner Begleiter, den Sumpf tatsächlich zu durchqueren, aber nur durch Benutzung einer Art von Schneeschuhen. —

— Eine interessante Magnetnadel. In der „Anschauung“ (Frankfurt a. M., Dr. J. G. Wechold) lesen wir: Bekanntlich läßt sich eine gewöhnliche Nähnadel, welche ein wenig angefeuchtet oder einmal zwischen den Fingern hin und her gerieben wird, auf die Oberfläche des in einem Gefäß befindlichen Wassers legen, ohne daß sie einsinkt. Die Wasserfläche verhält sich wie eine dünne Hautmembran; solange keine Adhäsion zwischen Nadel und Wasser besteht, erweist sich die Oberflächenspannung des Wassers größer als das Nadelgewicht. Das Auflegen der Nadel muß nur mit Vorsicht geschehen, am besten legt man die Nadel auf einen unten umgebogenen doppelten Kupfer- oder Messingdraht, führt denselben abwärts, bis die Nadel horizontal auf die Wasserfläche zu liegen kommt und zieht den Draht durch das Wasser unter der Nadel heraus. Magnetisiert man nun vorher die Nadel durch mehrmaliges Streichen an einem Magneten, so stellt sie, auf die Wasserfläche gelegt, eine überaus

empfindliche Magnetnadel dar; dieselbe eignet sich zur Demonstration magnetischer Gezehe bei weitem besser als eine Magnetnadel in der üblichen Kompaßaufhängung. Zunächst lassen sich an ihr die Gezehe der magnetischen Anziehung und Abstoßung einfach und klar ohne jedes störende Beiwert nachweisen. Mit der größten Genauigkeit stellt sie sich ohne pendelnde Bewegungen in den magnetischen Meridian ein. Da die Nadel freie, horizontale Beweglichkeit hat, zeigt sie damit, daß sie unter dem Einfluß des Erdmagnetismus nur bedehende Bewegungen ausführt, dessen Wirkungsweise. Sie bietet ferner ein vorzügliches Demonstrationsobjekt für Adhäsionserscheinungen. In einem engen nicht bis zum Rande mit Wasser gefülltem Gefäß strebt sie stets der Mitte zu; so oft man sie durch einen seitlich gehaltenen Magneten an den Rand zieht, wird sie nach der Entfernung dieses Magneten mit Energie gleichsam vom Rande abgestoßen. Rißt man das Gefäß bis über den Rand mit Wasser, so strebt die Nadel umgekehrt dem Rande zu, so oft man sie auch durch einen Magneten in die Mitte der Wasserfläche ziehen mag. Wenn auch diese Adhäsionserscheinungen ebenfalls bei der unmagnetischen Nadel aufstreten, so bietet die magnetische doch den großen Vorteil einer leichteren Ortsveränderung mit Hilfe eines Magneten. —

Theater.

Berliner Theater. „Sanatorium Siebenberg.“ Volksstück in 5 Akten von Adolf L'Arronge. — Was die Männer der Naturheilkunde in biden Büchern, in Traktäten und Mellamen an höhnischen Ansätzen gegen die gelehrte Medizin vorbringen, das erhielten sie am Samstagabend in dem Berliner Theater doppelt zurück. Mit der Schärfe des Schwertes gewappnet trat L'Arronge in die Szenerie. So gewaltig hat die Macht des Jorns ihn, den gutnützig Friedlichen, der mit liebevoller Sorgfalt sonst über das Wohl all seiner Personen wachte, ihn, den Stifter so unjählig vieler glücklicher Ehen gefaßt, daß er des Mitleids leise Mahnung in der Brust erstikt. Als die arme Paronin, die in thörichter Operationsfurcht ihr ausgerentetes Bein den kalten und den warmen Bässern Siebenbergs anvertraut hat, durch verstärkte Sämerzen endlich in das Patientenzimmer des Doktor Hübner, des Manns der Wissenschaft getrieben wird, da atmet man erleichtert auf. Nun wird der Armen, die mit lahmem Bein, wie sie weinend beteuert, nicht heiraten kann, schnell geholfen sein. L'Arronge hat nämlich das Herz dabei geblutet, aber, auf daß wir den kalten Schürken Siebenberg noch schärfer haßen, opfert er des Mitleids leise Mahnung in der Brust ohne Mann durchs Leben humpeln. Von rechts und links, von vorn und hinten hagelt es Pässe. Natürlich es giebt viele Siebenbergs. Wenn nicht aus eigener Erfahrung, kennt man sie aus den Prozessen. Aber wela blinder Hebereifer, heute, wo doch gar kein Streit mehr ist, daß die Laienbewegung in der Medizin höchst wertvolle, mehr und mehr auch von der offiziellen Heilkunst acceptierte Anregungen gegeben hat, uns diesen simplen Gaunerthypus Siebenberg als Typus der Naturärzte fälschlich aufreden zu wollen! Im Wasserlärm verstimmen die Mäusen: Besonders wäherlich war L'Arronge nie in seinen Mitteln. Er liebte immer die Deutlichkeit did aufgetragener Farben, die derben Effette. Aber mit so grellen Unterfreichungen, so billiger Kontrasten, wie in diesem Werke des stampfes, pflegte er sonst nie zu arbeiten.

Der Mann des Lichts, der Dr. Hübner, hat eine Broschüre geschrieben wider die Kurpfuscherei und die Heilpraktiken des Siebenbergschen Sanatoriums dabei kritisch beleuchtet — eine ganz vernichtende Schrift. Die Waffe liegt jeder Zeit zum Gebrauch bereit auf seinem Arbeitstische. Wenn er gereizt wird, liest er aus dem Büchlein mit dem schönen Titel „Gefahr ist im Verzuge“, die besten Argumente vor, wie viel Prozent z. B. von den nicht approbierten Ärzten horkbestrafte Subjekte sind. Bei Siebenbergs Popularität im Städtchen macht die Sache natürlich großes Aufsehen. Die Frau Doktor ist besorgt, der Verleger bringt die Hefte zurück, der Bürgermeister predigt in einer andern Sache Hübners Diplomatie — lauter Gelegenheiten, bei denen wir des Doktors unerschütterlichen Sinn bewundern können. Nach dem bescheidenen Gelehrtenzimmer des ersten Aktes im zweiten der prunkende Saal des Sanatoriums. Herr Siebenberg, obwohl nicht vorbestraft, hat, wie es sich gehört, doch wenigstens schon eine kleine Unterichlagung hinter sich. An der Art, wie er den dürftigen Anographen und die reiche Paronin empfängt, erkennt man deutlich seine Schleichtheit. Auch das Geheimnis der Gesichtsausdrucksstunde wird uns offenbart. Der Sekretär, bei welchem die Patienten als Vorgeschnad 5 M. zu hinterlegen haben, fragt sie nach dem Sike ihres Leidens, ob Arm, Rücken, Brust oder Magen krank sei, und bemerkt das mit dem Anfangsbuchstaben in der Duitzung. So orientiert, liest Siebenberg dann jedem sein Leiden an den Augen ab. Kleine, bei der abkürzenden Vuchstabenmethode unvermeidliche Wertwechselungen, wie z. B. daß ein Melancholiker als Magenkranker erklärt wird, fallen nicht weiter auf. Der Mann hat einen Sohn und eine Tochter: den Sohn, damit derselbe, im Pistolenduell verwundet, zur Plamage der ohnmächtigen Wasserkränst durch eine glänzende Operation Hübners gerettet werde; die Tochter zu Verlobungszwecken für Hübners Sohn, den Lieutenant, der, da er seine Ehrenschulden nicht bezahlen kann, um ein Paar sich von der Teufelsbrüde in den Abgrund gestürzt hätte, Frau Hübner, in der Angst, der Junge könne sich das Leben nehmen, läuft heimlich zu den reichen Siebenbergs. Der arge Intriguant schießt gern die Summe vor. So würde dem Herrn Doktor wohl

der Mund gestopft werden! Natürlich kein Gedanke. Umgehend wird das Geld zurückgeschickt. Mag dem Arzt, weil er die Bosheit so fest angegriffen, auch die Stelle am städtischen Krankenhaus entzogen werden, die Wünsche aller Guten, Magistratsdiener Raumann attestiert es nochmals im letzten Akt, sind mit ihm und Siebenberg wird der gerechten Strafe nicht entgehen!

Die Aufführung that das Möglichste für das Stück. Die Klassen Schemen belamen eine Art von Farbe. Herr Albert Schindler brachte die dumme Aufgeblasenheit, das beweglich Durchtriebene, das frech Verlogene in der Figur des Quacksalbers in Spiel und Waise sehr glücklich heraus. Sympathisch war Ernst Pittschau als Doktor Hilbner, er milderte das Pathos der Rolle zu einem Tone herzlicher Zuerlichkeit. Vor allem gelang ihm die Scene mit dem Sohn, der den Vater um die Bezahlung der Spielschuld ansieht und dann, da dieser sich weigert, aus dem Ehrenloder des bunten Rodes heraus mit Selbstmord droht. Eine brillante Leistung, verblüffend echt in jeder Bewegung, jedem Tonfall, gab Klara Wend als unaussprechlich progigie Madonna Siebenberg. Der laute Beifall war zum größten Teil wohl auf die Rechnung dieser Aufführung zu legen. —

Neue deutsche Bühne (Velle-Alliance-Theater). „Kapellenberg“, Drama in 4 Akten von Robert Thomalla. — Wieder ein Priesterdrama! Dies Genre scheint Mode werden zu sollen. Mit Verlaub, Ihr Herren Dramatiker, giebt's wirklich keine andren Konflikte mehr? Oder wollt Ihr nur Euren Mameluckenmut zeigen, wenn Ihr Euch mit bewährter Tapferkeit stets um Konflikte sozialer Natur herumdrückt? Da könntet Ihr doch offenbaren, weß' Geistes Kinder Ihr seid! Aber Religion! Aber Konfessionshader und Pfaffengezänke! Mich will bedünken, man könnte beides bei einander lassen. Denn die Sorte bleibt sich im Grunde gleich. Sie hat nichts zu vergessen, weil sie nichts lernen mag. Die Potentaten in der Regel „liberaler“ Gesinnung voll sind, so lang sie nichts als das Patent der Thronfolge in der Tasche haben, so wird sich ein junger Priester wohl immer von aller Freigeisterei und Himmelsstürmerei zum frommen Knechtstum beschren, wenn die fette Priinde winkt. Ist's denn mit dem katholischen Geisteslichen „Milde“, den Robert Thomalla zum Gegenstand seines Dramas gemacht hat, anders? Milde geriert sich als die Toleranz in höchstiegnen Perion. Er übt Duldensinn gegen jede Konfession und anerkennt die Gleichberechtigung aller. Er übt Bürgerpflicht und Warmherzigkeit im Sinne des biblischen Samariters, hilft dem Bedrängten, speist den Hungrigen, schützt Gefallene, hält Brudersfreundschaft mit einem Arzt, obwohl der ein „Keger“ ist. Er freut sich mit den Fröhlichen beim Schoppen Bier und pflegt die Mühl aus Emotion und Leidenschaft. Er weiß alles von sich, was nach Parteipolitik riecht. Er übt Recht und Gerechtigkeit ohne Ansehen der Perion, vertritt die Wahrheit nach oben und nach unten. Aber was geschieht? Es muß ihm nur ein Fanatiker in der Gestalt des „Erzpriesters“ entgegentreten, der sein Vorgesetzter ist. Und es muß ihm nur die Vorniertheit seiner Kirchengeschichte, die freilich allesamt höße Väster sind, die Zäpne zeigen! Was wird's ihm frommen, daß er an seine Mission glaubt, an die Mission eines Kämpfers für Wahrheit und Recht? Eine Religion der Wahrheit, der Nächstenliebe und Menschlichkeit wollte er manifestieren. Ganz recht. Und es hört sich löblich an aus seinem Munde. Aber, als es drauf und dran kommt, da fügt er sich der schmähligen Abberufung aus der Gemeinde und folgt dem Erzpriester nach „Kapellenberg“, als dem Zuchthaus für renitente Priester. Er weiß, dort wird er umgemodelt werden zum „echten“ Diener der Kirche — und das ist „Gottes Wille“. Democh hofft er „einst“ weiter zu „kämpfen“ für „Aufklärung“. Daran müssen wir zweifeln. Und mit diesem gerechten Zweifel entläßt uns der Dichter. Ihm fehlte die Konsequenz des Denkens. Sein anfänglich sich ganz leidlich anlassendes Konfliktstudium scheiterte an der dichterischen und dramatischen Unzulänglichkeit. Gute Ansätze sind ja wohl vorhanden, Gabe gesunder Beobachtung und Sinn für theatrale Kontrastwirkungen auch. Aber mit der Technik hapert's bedenklich. Der deus ex machina spult allzu auffällig umher; und oft löst sich der vom Verfasser beabsichtigte Ernst des Wortes oder einer Situation im Zuschauererraum in unfreiwillige Stomik auf. Robert Thomalla ist Jünger des Rescalap. Möge er den Weg zum Parnas nicht allzu leicht nehmen! Die Aufführung war gut vorbereitet. Leo Courard und Arthur Wehrlein thaten ihr bestes. Die zahlreich erschienenen Freunde bereiteten dem Stück einen lärmenden Erfolg. —

Freie Volksbühne (Lesing-Theater): „Dämmerung“. Schauspiel in fünf Akten von Ernst Mosner. — Unter den deutschen Dichterinnen der Gegenwart nimmt Ute Verstein, die Frau des ebenfalls novellistisch und dramatisch thätigen Münchner Rechtsanwalts B., die sich hinter dem Pseudonym Ernst Mosner verbirgt, eine bemerkenswerte Stellung ein. Im Hause ihres Vaters, des vor drei Jahren verstorbenen Musikdirektors und Schriftstellers Heinrich Vorges, gleichsam unter den Augen der Kunst aufgewachsen, war es Wagners Musikwerk, dann Ibsens Drama, das unmittelbar auf die Richtung ihres Schaffens einwirkte. Ibsen, wie Wagner, kannte sie zudem persönlich. Es ist daher natürlich, daß ihre eigne dramatische Produktion sich im faszinierenden Varn des großen Norwegers bewegte. In „Dämmerung“ wird das Motiv der Vererbung von einer interessanten Seite her an-

geschlagen und mit ebensoviele psychologische Feinheit und Sachkenntnis als dramatische Kühnheit und Berbe behandelt. In medias res werden wir eingeführt. Und es ist, neben der strengen Beachtung des aristoteles'schen Princips der Einheit, gewißlich einer der erfreulichsten Vorzüge dieses Dramas, daß es konsequent aufgebaut wird und sich in natürlicher Folge entwidelt und vollendet. Viel dichterische Energie steckt darin, viel Vornehmheit und wurzelständige Kraft, die im Akt wie in dem namentlich den Kenner intim anheimelnden Münchener Lokalkolorit des Dialogs zur Geltung kommt. Die Vorführung des fast nach jedem Aktschlus mit gleich starkem Beifall aufgenommenen Dramas darf musterhaft genannt werden. Josef Klein lag die Rolle des Heinrich Ritter sehr gut. Die vermüdnerte Wiener Wesensart seines Helben gelang ihm, dem Dörflicher, vollkommen. Vielleicht gab er sich mandmal etwas derb, aber er stellte einen sympathischen Menschen dar, bei dem das Herz spricht in aufwachsender Freude, wie in aufopferungs- und entlagungsbereiter Vaterliebe. Meta Jäger als Ritters Tochter Jolbe erfaßte ihre Rolle in allen Zügen. Eine liebliche Erscheinung, war sie der echte „Kindskopf“, der verhätschelte Taufwind, mit dem Tropfen Deladenz im jungen Blute, voll weiblichen Hasses und kindlicher Liebe, aber auch stark im Leiden und Ertragen ihres schließlich durch totale Erblindung verursachten „Dämmerungs“-Daseins. Auch Gerte Meyer, die die junge Augenärztin Sabine Graef spielte, gelang die Skala von der strengen Berufsdingabe bis zu dem zur Liebe erwachten Weibe überraschend gut. Es war bei allen Dreien ein überzeugend abgetönter Ausklang der Lebenshoffnungen zu verspüren. Emil Höfers Carl Curtius hatte wohl mehr von einem Münchener Bierstudenten an sich; indessen war doch auch viel gutherzige Art darin. Lore Jona (Köchin Wabe) und Mary Hohenthal (Anna, Stubenmädchen) entledigten sich ihrer Epifodenrollen als deutsch radebrechende Böhminnen in zufriedentstellender Weise. Albert Patry führte die Regie tadellos. —

sk. Neue Freie Volksbühne (Velle-Alliance-Theater). Ueber Gerhart Hauptmanns romantisches Märchendrama „Die versunkene Glocke“, das am letzten Sonntagmittag aufgeführt wurde, sind ja die Akten der Kritik längst geschlossen. Es erübrigt daher, zu konstatieren, daß das von schöner Poesie und edler Symbolik durchstränkte Werk, welches im Märchengewande das echt menschliche Ringen einer tief verwundeten, nach den höchsten Kunstidealen fiebernden und umherirrenden Schöpferseele versinnbildlicht, mit andächtiger Begeisterung aufgenommen wurde. Was die Regie anlangt, so war sie nicht durchweg einwandfrei. Manches klappte nicht recht und die äußeren Behelfe ermangelten zuweilen jener Bedachtsamkeit und Aufmerksamkeit, die im Interesse der Zuschauer wie Darsteller wünschenswert gewesen wäre. Solche störenden Dinge, wie z. B. in Meister Heinrichs Stube ein ganz moderner Verisim, vor dem der Glodengießer und Frau Magda stehen, oder ein dito Bett mit Kollfüßen, worin man später Heinrich liegen sieht, sollten sich doch ohne irgend welche Kostenaufwendung vermeiden lassen! Die Darstellung war in mancher Hinsicht gut, sogar sehr gut. —

Humoristisches.

— Berliner Fasching. Ein Münchener und ein Berliner unterhalten sich über den Karneval: „Gelt, dö's is a Gaudi, so a Münchner Fasching.“

„Gewiß, aber bei uns in Berlin giebt es genug, was uns hinfänglich dafür entschädigt.“

„Sie, gehn S', hören S' auf mit der faden Politik.“ —

— Auf dem Maskenball. „Ah, Serbus, Vater, bist a dol Jazt leibst mir auf der Stell' 20 Mark, sonst jag i's morg'n da Quatta.“ —

Notizen.

— „Ein Teufelskerl.“ Schauspiel in drei Akten von Bernard Shaw, deutsch von S. Trebitsch, geht noch in diesem Monat, zum erstmal in deutscher Sprache, im Wiener Raimund-Theater in Scene. —

— Ein unbekannter russischer Schriftsteller hat ein vieraktiges Schauspiel „Maxim Gorki“ geschrieben. Handelnde Personen dieses Dramas sind die Hauptgestalten aus den Novellen und Romanen Gorkis. —

— Jules Massenets Iyrische Oper „Griseldis“ erzielte bei der ersten deutschen Aufführung im Züricher Stadt-Theater einen starken Erfolg. —

c. Alphabeten in Paris. Die letzte Statistik des Rekrutierungsdienstes stellt fest, daß es in Paris unter 16 110 jungen Leuten nicht weniger als 112 Alphabeten gab, ferner 110, die nur lesen können, und 569, die nur mit Mühe lesen und schreiben können und keinerlei andren Unterricht genossen haben. —